

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 6

Artikel: Gespenstische Welt von vorgestern : als ich in Monaco als Vermögensverwalter tätig war
Autor: Amrein, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heinz Steiger

Gespensstische Welt von vorgestern

Als ich in Monaco als Vermögensverwalter tätig war

von Oskar Amrein

«WAS erlaubt sich der Mensch eigentlich?» brüllte mich Freiherr von P. in seinem Salon an, der eben vom Maler in rosa ausgemalt wurde, «ich habe doch gestern gesagt, die Wände müßten blau gemalt werden. Schicken Sie den Kerl sofort zum Teufel! Und überhaupt, Sie waren ja dabei. Wenn Sie meine Befehle nicht befolgen und . . .!»

«Ihre Frau Gemahlin hat umdisponiert und rosa gewünscht.»

Freiherr von P. bekam einen Wutanfall: «Meine Frau hat hier gar nichts zu befehlen», sprach's, kehrte sich um, die Tür knallte – und der Salon wurde wieder blau.

Die Villa des Freiherrn von P., in der sich diese Episode abspielte, steht im Fürstentum Monaco. Sie ist nicht übermäßig groß, muß aber nur ihn und seine Frau beherbergen. Immerhin hat das Paar rund ein Dutzend Dienstboten: Zwei Chauffeure, einen Herrschaftskoch,

eine Köchin für das Personal, eine weitere für die Gäste (für diese gibt es eine eigene Gästevilla), eine Lingère, ein Küchenmädchen, eine Kammerzofe, einen Kammerdiener, einen weiteren Diener, ein Hausmädchen für die Gästevilla und einen Kapitän für die Yacht.

Freiherr von P. ist mehrfacher Millionär und gibt pro Monat das mittlere Jahressalär eines Schweizer Bankdirektors aus. Die Familie war aber nicht stets so reich, wie sie heute ist. Der erste adelige Vorfahre (vorher waren es Handwerker) war vor noch nicht vielen Jahrhunderten von einem Kaiser, dem er bedeutende Dienste geleistet hatte, in den Adelsstand erhoben worden. Damit war aber der Höhepunkt der Familie schon erreicht. Die Nachfahren waren zwar noch im Gotha, bekleideten aber nicht mehr solche Stellungen wie sie jener erste Freiherr von P. inne hatte. Man lebte so dahin, hatte zwar nicht viel Geld, mußte aber auch nicht richtig arbeiten. Der Vater unseres Freiherrn heiratete nicht standesgemäß, was aber zu verschmerzen war, da seine Frau die Tochter südamerikanischer Multimillionäre war. Die Großmutter hinterließ bei ihrem Tode jedem der vier Enkel einige Dollarmillionen, von deren Ertrag sie nun leben.

Als Freiherr von P. in den Besitz der Erbschaft kam, kaufte er sich zuerst einmal ein großes historisches Schloß in Österreich, das er vollkommen neu einrichten ließ. Als gerade das Tüpfchen aufs i gesetzt worden war, kam der Krieg. Von P. setzte sich zuerst in die freie Schweiz ab, ließ sich dann aber nach dem Krieg endgültig in Monaco nieder. Die Schloßbesitzung war allzu nah an der russischen Grenze. Deshalb begnügte sich der Besitzer, das Gut jedes Jahr zu besuchen, wo er in Erinnerung an die ehemaligen Zeiten des Knickstums als kleiner Landesvater ehrerbietig begrüßt wird. Aber dort wohnen – das wäre zu gefährlich.

Das landwirtschaftliche Gut, das zur Besitzung gehört, bringt keinen bedeutenden Ertrag, wohl aber das große Vermögen. Um nun doch eine Beschäftigung zu haben, begann sich von P. mit dessen Verwaltung zu beschäftigen. Er nahm Privatstunden bei einem Verwaltungsfachmann. Dieser ist heute Professor an einer ausländischen Universität, fährt aber jedes Jahr nach Monaco, um die freiherrliche Verwaltung zu prüfen. Notwendig ist das nicht, aber warum soll man nicht in einigen Tagen ein Monatsalär verdienen?

Künstliche Arbeitsbeschaffung

AM Anfang war in diesem merkwürdigen Betrieb nur eine einzige Hilfskraft tätig, eine russische Fürstin, die als Stenodactylo arbeitete. Aber wie es in jeder Verwaltung geht: der Stab wurde immer größer, bis er zu meiner Zeit auf sieben Angestellte angewachsen war. Außer der erwähnten Stenodactylo besorgten zwei weitere Russinnen einen Teil der Verwaltung und das Ökonomat (Einkauf der Lebensmittel für den Haushalt und deren Abgabe an das Küchenpersonal). Eine Irin und ein Schweizer waren ebenfalls in der Buchhaltung tätig. Eine Baronin amtierte als Privatsekretärin und ein Graf aus einem Lande im Osten besorgte die Inventarkontrolle.

Ich selbst wurde zu Beginn der fünfziger Jahre dort angestellt und trug den stolzen Titel eines Vermögensverwalters. In Wirklichkeit waren mir aber die verschiedensten Aufgaben im Büro, der Villa und auf der Yacht übertragen.

Wie ich zu dieser Stelle kam? Durch ein Inserat in einer Schweizer Zeitung, auf das ich eingegeben hatte. Nach Wochen des Wartens wurde ich in einem Hotel in Bern vom Freiherrn selbst, ferner einem Fürsten, einem Juristen und einem Professor für Verwaltungswissenschaften auf Herz und Nieren geprüft und schlußendlich für geeignet befunden. Ich übte mein Amt zwei Jahre lang aus.

Zuerst hatte ich einmal ein vollständiges Inventar aufzunehmen. Es gab ein Sach- und ein Zimmerinventar. Alles was gekauft wurde, bis zu den Socken des Freiherrn, mußte sofort eingetragen werden. Wurde ein Teller zerschlagen, war dieser abzubuchen. Das war eine unsinnige Arbeit, aber sie ließ sich immerhin bewältigen.

Das Inventar der Einrichtungsgegenstände verursachte erheblich mehr Mühe. Diese Objekte wechselten häufig ihren Standort. Stand eine Vase heute in einem Gästezimmer, so wurde sie morgen in einem andern verwendet. Wenn man bedenkt, daß sich die Gegenstände auf zwei Villen und zwei Büroappartements verteilen, so kann man sich vorstellen, wie schwierig es war, das Verzeichnis à jour zu halten.

Infolgedessen war es bald nötig, einen besonderen Inventaristen anzustellen. Nachdem für diesen Kollegen, wenn ich mir erlauben darf, einen Adligen so zu benennen, ein paar tau-

send Franken an Salären ausgegeben worden waren, wurde er wieder entlassen, und die ganze Inventarisiererei schloß ein.

Die Garderobe des Freiherrn beanspruchte ein ganzes Zimmer, jene seiner Gattin ebenfalls. Der Kammerdiener hatte jeden Tag eine andere Krawatte – die Krawatten waren nummeriert – bereit zu legen. Wenn es heiß war, und der Freiherr in Polohemd und Shorts ins Büro kam, also zum Beispiel Krawatte 27 keine Verwendung fand, so hatte trotzdem am nächsten Tag Krawatte 28 bereit zu liegen. Wehe dem weißhandschuhten Diener, wenn er dies einmal vergaß!

Wer zahlt, befiehlt

DIE Dienerschaft war überhaupt ein Problem. Da an der Côte sehr viele reiche Leute leben, hatte man an sich keine Schwierigkeiten, Personal zu finden, da ein steter Wechsel stattfand; gute Angestellte allerdings waren rar. Diese hatten außerdem die leidige Gewohnheit, nach einiger Zeit höhere Saläre zu verlangen. So etwas war in den Augen unseres Freiherrn etwas Unerhörtes und konnte nur durch den immer mehr überhand nehmenden Kommunismus erklärt werden. Es war doch Sache des Arbeitgebers, die Saläre zu erhöhen und nicht des Arbeitnehmers, eine solche Erhöhung zu verlangen! Wollte also ein Koch oder ein Diener nach einigen Monaten Dienst zehn Franken mehr Lohn, so wurde er augenblicklich entlassen. Forderte aber der nächste Bewerber 50 Franken mehr Anfangslohn als sein Vorgänger, so wurde er trotzdem ohne Diskussion eingestellt. Sobald er sich aber erfrechte, den gleichen Fehler wie sein Vorgänger zu begehen und eine Aufbesserung zu verlangen, so hatte auch seine Stunde geschlagen.

Wie es bei den Vons und Zus bei der Anstellung gelegentlich zuging, zeigt folgendes Beispiel, das im Bekanntenkreis des Freiherrn vorkam: Man suchte eine Gouvernante. Monatlang erkundigte man sich bei Bekannten, und als endlich eine Dame als das «Non-plus-ultra» geschildert wurde, ließ man diese von weit her per Flugzeug zur Vorstellung kommen. Anschließend daran schickte man sie auf demselben Weg wieder nach Hause. Da nun aber die Arbeitsbewilligung auf sich warten ließ, und man die Gouvernante doch dringend brauchte, ließ man sie ihren Posten illegal antreten.

Jetzt aber begannen die Prüfungen. Der Herr

des Hauses hatte die Gewohnheit, jeweils vor dem Mittagessen einige Oliven zu verspeisen, deren Kerne vom Diener abgeräumt wurden. Nun aber versteckte der Arbeitgeber diese Kerne hinter Vasen, Nippfiguren und so weiter, um herauszufinden, ob die neue Angestellte wirklich so gründlich war, wie man behauptet hatte, und bei der Kontrolle der Räume die verborgenen Steine des Anstoßes auch entdeckte. Und siehe da, am andern Tag befanden sich die Dinger noch am gleichen Ort. Große Szene und sogleich eine neue, ebenso verrückte Prüfung.

Die Perle hielt es, bei täglichen Weinkrämpfen, genau vier Tage aus. Man bezahlte ihr die Rückreise und entschloß sich, die Stelle nicht mehr zu besetzen.

In unserer Haushaltung ging es in dieser Beziehung verhältnismäßig harmlos zu. Unser Herr kontrollierte lediglich etwa den Herrschaftswein, indem er in einem Notizbuch den Stand des Inhalts notierte, um am nächsten Tag nachzuprüfen, ob nicht etwa ein Diener daraus getrunken hätte. Mit den Dienern selbst – abgesehen vom Kammerdiener und vom Chauffeur – wurde übrigens grundsätzlich nur durch einen Mittelsmann gesprochen.

Ich muß sagen, ich habe die Engelsgeduld der Diener und vor allem der Chauffeure manchmal bewundert. Die Gattin meines Brotherrn war Stammgast in den Privatsalons des Casinos, wo sie fast Nacht für Nacht, oft bis zum Morgengrauen, spielte (der Freiherr spielte nie, schlief in der Nacht und war ein Frühaufsteher).

Der Chauffeur dieser Dame hatte nun fast jeden Abend vor dem Eingang des Salons zu warten, bis die Herrin geruhte, nach Hause zu fahren; und nur, wenn sie in ganz guter Laune war und das Bedürfnis hatte, ein humanitäres Werk zu vollbringen, wurde dem Chauffeur gnädigst erlaubt – gewöhnlich nach zwei bis drei Stunden Wartens – mit dem Wagen allein nach Hause zu fahren. Die Frau selbst nahm dann das große Opfer auf sich, ein Taxi zu benutzen. Dabei betrug der Weg vom Kasino bis zur Wohnung kaum zehn Minuten zu Fuß! Und selbstverständlich wurde erwartet, daß sich der Chauffeur für diesen Gnadenerweis demonstrativ dankbar zeigte.

Wie wir reisten

UNSER Freiherr war jeden Tag im Büro anzutreffen, und zwar war er ernstlich bestrebt, die

normalen Bürostunden einzuhalten – wenn auch häufig die Arbeit nur darin bestand, Schriftstücke und Bücher auf dem Schreibtisch von links nach rechts zu verschieben. Für Ferien blieb ihm keine Zeit. Unternahm er Reisen, dann nur dienstlich, das heißt in Angelegenheiten der Vermögensverwaltung.

Benutzte er die Bahn, dann mußten zwei Coupés gemietet werden, und ein Perronwagen, von einem Bahnhofbeamten von Monaco höchst persönlich gesteuert, konnte alle die Koffern und Taschen kaum fassen.

In der Regel reiste man per Auto. Um Benzin zu sparen, fuhr zwar der Freiherr auf einer Lambretta ins Büro. Er besaß aber vier Wagen. Auf den Reisen fuhr die Gattin im Rolls Royce mit dem Chauffeur voraus (daß das Auto innen mit teuren Hölzern verkleidet war und eine eingebaute Bar enthielt, nur nebenbei). Hintenher fuhr in einem Straßenkreuzer amerikanischer Provenienz der Freiherr selbst, und nachher folgte der zweite Chauffeur mit einem Lieferwagen, voll beladen mit Gepäck. Ob die Reise kurz oder lang war, ob man kaum den Inhalt zweier Handtaschen brauchte, es mußte immer mindestens ein Dutzend Koffer mit.

Die Yacht war ein ehemaliges amerikanisches Sportfischerboot mit zwei sehr starken Motoren. Man hatte sie gekauft, weil eine Yacht zu einem standesgemäßen Leben einfach gehört. Das Boot enthielt zwei Kajüten mit je zwei Schlafgelegenheiten, eine Küche, einen Salon und die notwendigen Toilettenräume. Der «Kapitän», ein ehemaliger Matrose, besetzte sein Salär von immerhin einigen hundert Dollar dadurch auf, daß er stets auf andern Schiffen im Hafen arbeitete, wenn er den Freiherrn weg wußte. Dieser machte ihm diese Schwarzarbeit leicht, indem er, stets der Ordnung dienend, immer zur gleichen Tageszeit auf der Yacht erschien, um die Arbeiten zu kontrollieren. Einen Zweck erfüllte das Boot eigentlich nicht, denn weder der Freiherr noch seine Frau ertrugen das Geschaukel auf dem Wasser. Und doch erfüllte es seinen Zweck trotzdem, wenn es im Hafen verankert war. Man mußte es nicht brauchen, aber man mußte zeigen, daß man es hatte.

Stets wurde auf dem Boot umgebaut, wie der Freiherr überhaupt die Baumanie hatte. Er kaufte für verhältnismäßig wenig Geld Häuser, verbaute sie aber dann so gründlich, daß nachher durch die Gänge mehr Platz eingenommen wurde als durch die Zimmer. Im-

merhin gab das den Bauhandwerkern Arbeit. Deren Rechnungen mußten jeweilen minuziös kontrolliert werden. Wurde der Voranschlag überschritten, so wurde die Differenz ganz einfach nicht bezahlt.

Welche Summen verschleudert wurden, dafür nur ein Beispiel: Allein für die Büchergestelle in der Bibliothek wurden über 30 000 Franken ausgegeben.

Die Kontrolle all dieser Arbeiten gehörte zu meinen Obliegenheiten.

Unsicherheit in der Sicherheit

NATÜRLICH verursacht die Verwaltung eines großen Vermögens, das in Grundbesitz und Wertschriften angelegt ist, eine gewisse Arbeit, obschon diese zur Hauptsache durch die Bank besorgt wurde. Unsere Aufgabe wäre immerhin leicht und mit wenig Personal zu bewältigen gewesen, wenn sie nicht durch die Anordnungen des Freiherrn künstlich kompliziert worden wäre. So durften grundsätzlich pro Tag nur zwei Zahlungen gemacht werden. Trafen nun mehrere Rechnungen gleichzeitig ein, so wurde nur der erste Gläubiger befriedigt, die andern mußten warten, bis die Reihe an ihnen war. Die Checks wurden zwar ausgestellt, aber in einen Terminkalender gelegt, dem man sie dann zur gegebenen Zeit entnehmen konnte. Hatte der Freiherr aber einen besonders guten Tag, dann wurde ein Check vorverschoben, als besondere Großzügigkeit den Gläubigern gegenüber. So konnte es Wochen oder auch Monate dauern, bis eine Rechnung bezahlt wurde. Wurde es nun aber dem Bäcker nach Monaten zu dumm und er kam, um zu reklamieren, dann gab es nur eines: sofort den Bäcker wechseln, denn von diesen Leuten, wie vom Personal, konnte man sich doch nicht kujonieren lassen.

Wie viele reiche Leute, die kein Erwerbseinkommen haben, hatte von P. immer Angst, er könnte einmal in Geldschwierigkeiten kommen. Er überwies deshalb vorsorglich jeden Monat an verschiedene Hoteliers in europäischen Hauptstädten ein paar hundert Franken, um überall eine Reserve zu besitzen, und, falls die Überweisungen von Übersee unterbunden sein würden, nicht auf den Kredit des Hoteliers angewiesen zu sein.

Aus ähnlichen Erwägungen kaufte der Freiherr in Afrika eine kleine Farm, die er durch einen Verwandten bewirtschaften ließ. Inzwi-

schen haben sich aber auch in Afrika die politischen Verhältnisse geändert, und der Zufluchtsort – den man auch mit einem besonderen Wüstenjeep erreichen konnte – ist fragwürdig geworden.

Gerade weil ein großer Teil unserer Tätigkeit fiktiv war, wurde sie von unserem Arbeitgeber als lebensnotwendig betrachtet, und er wurde jedesmal böse, wenn im Fürstentum ein Festtag war – und deren gab es eine ganze Anzahl. An diesen Tagen zu feiern, das mochte

recht sein für Kommunisten oder für faule Südländer, aber wir konnten selbstverständlich nicht frei machen. Post gab es zwar an diesen Tagen keine. Trotzdem mußten wir aber im Büro sitzen und warten, bis wir nach Hause konnten, um dort mit der Lektüre der Zeitungen, mit der wir die Zeit totschlügen, weiterzufahren.

Die hohen Gäste

Es gehörte zu der Lebensweise, die unser Frei-

Der kleine Familienfilm



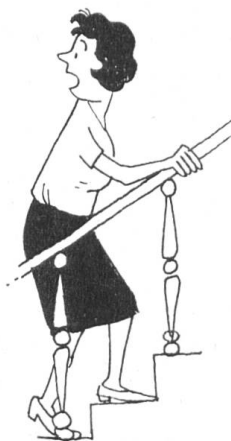
Was, jetzt issest du schon wieder etwas, bevor du ins Bett gehst.



Du weisst, wie ungesund das vor dem Schlafen ist.



Schön, schliesslich ist es dein Magen, nicht der meine.



Aber jammere dann nicht, wenn du nicht schlafen kannst.



Wie kann einer so spät noch Käse und Salami essen. Und, tatsächlich, jetzt macht er sich noch Kaffee. Ich rieche es.



Du Schatz, bring mir auch noch eine Scheibe Salami und eine Tasse Kaffee, aber nicht mit soviel Zucker.

herr und seine Bekannten führten, daß sie recht oft Besuche erhielten. Ein solcher Besuch, der oft zu Freunden von uns kam, war «Seine Majestät», respektive «Ihre Majestäten», das heißt Otto von Habsburg mit Gemahlin und Kindern. Zu diesem Zweck mußte eine eigene Villa gemietet werden und dem Paar, das damals selbst einen alten Volkswagen benützte, wurde ein luxuriöses Auto zur Verfügung gestellt. Ein Koch und ein Zimmermädchen wurden engagiert, kurz, man versuchte, einen Hofstaat en miniature vorzuspiegeln und war geehrt, daß man die Huld eines so hohen Besuches erfahren durfte. Otto von Habsburg, wie auch seine Frau, erweckte mir im übrigen den Eindruck von äußerst sympathischen und natürlichen Menschen.

Ein anderer Gast eines Bekannten unseres Freiherrn war Graf K. Die Fama behauptet, daß er sich vor dem letzten Krieg samt seiner Habe, die mehr als ein Dutzend Eisenbahnen füllte, nach dem Westen absetzen konnte. Die Liquidation dieser Schätze hätte ihm einen sorglosen Lebensabend ermöglicht. Er verpraßte und verspielte aber alles und soll heute von einer ehemaligen Mätresse unterstützt werden.

Eine andere Persönlichkeit, die einst ungeheuer reich war und heute – *horribile auditu* – arbeiten mußte, wenn sich ihrer nicht Bekannte und Verwandte annähmen, war die Fürstin A., die in einem Balkanland ein Schloß besaß, das so groß war wie Versailles. Heute lebt sie in einer kleinen Pension und wird zwischenhinein von einem Bekannten zum andern gereicht, damit sie wenigstens von Zeit zu Zeit einen Schimmer jenes Lebens erhaschen kann, das für sie für immer dahin gegangen ist.

Daß diese Leute trotz ihrer bescheidenen finanziellen Verhältnisse für mich und meine Kollegen kaum einen Blick hatten und uns nie eines Gespräches würdigten, ist immerhin bezeichnend.

Gast im freiherrlichen Hause war auch etwa der Vater des regierenden Fürsten, der aber kein Grimaldi ist, sondern einem französischen Grafengeschlecht entstammt. Der sympathische alte Herr regierte jeweils, wenn sein Sohn unter falschem Namen Rennen fuhr, in seiner Werkstatt kunstgewerbliche Arbeiten verfertigte oder sich in seiner Villa mit seinen Affen oder seinen Freundinnen vergnügte. Überhaupt spielte der Fürst von Monaco damals, als ich damals für meinen Freiherrn arbeitete, keine

große Rolle in seinem Land. Es hieß, seine Werkstatt sei ihm lieber als die Regierungsgeschäfte. Gelegentlich machte er große Reisen auf seiner Yacht. Bei einer solchen Gelegenheit brachte er aus Afrika eine ganze Menagerie geschenkter Tiere mit, für die er sich einen Zoo bauen ließ, der heute jedermann offen steht. Wie das Fürstentum selbst, ist er «en miniature». Monaco ist nämlich ein sehr kleines Land. Auf rund eineinhalb Quadratkilometer wohnen 23 000 Einwohner, wovon nur rund 2000 Einheimische sind.

Monaco gilt für viele deshalb als Paradies auf Erden, weil die Steuerverhältnisse sehr günstig sind.

Opfer des Spielteufels

WENN man das Wort Monaco hört, denkt man an seine Spielhölle. Das Kasino liegt oberhalb des Bahnhofs und des Meers auf einer prächtigen Terrasse. Früher müssen in den Salons und Sälen dieser Etablissements Unsummen verloren und gelegentlich auch gewonnen worden sein. Heute geht es bescheidener zu. An den Spieltischen sitzen meistens Touristen, die dem Fürstentum einen Blitzbesuch abstatten, um zu Hause erzählen zu können, sie seien auch in der berühmtesten Spielhölle gewesen.

Neben den Fremden – Einheimischen ist der Besuch der Kasinos verboten – existieren natürlich immer noch die in Monaco wohnenden *Habitués*, die oft seit Jahrzehnten auf die Chance ihres Lebens warten. Da sitzen die Männer mit ihren glänzenden, ausgefransten Hosen, die Frauen mit ihren Lotterstrümpfen, füllen ihr Notizbuch mit Zahlen und hoffen unentwegt, ein System herauszufinden, mit dem man unfehlbar gewinnt.

Vielleicht lebt er jetzt noch, jener Inner-schweizer, der jeweils in oder vor dem Kasino die Schweizer anpumpte und ihnen ein unfehlbares Rezept zum Gewinnen beim Spiel anbot – gegen ein kleines Entgelt natürlich. Er sprach mit Sehnsucht von der Schweiz. Als ich ihm aber offerierte, ihm die Heimreise zu bezahlen, da hatte er alle möglichen Ausflüchte. Das Spiel hatte ihn so in den Fingern, daß er lieber hungerte und in einem Keller schlief, als seine Passion aufzugeben.

Ich kam mit vielen Leuten in Berührung,

Foto: Ernst Biedermann
Die zwei Spiegel

die alt und arm geworden sind, und die dennoch vom Spiel nicht lassen können. Sie wohnen heute in ärmlichen Zimmern, aus denen sie von Zeit zu Zeit irgendeine Antiquität aus der Epoche ihres früheren Wohlstandes zum Antiquitätenladen bringen. Sie sagen, sie würden die Brosche oder das Bild nächste Woche zurückkaufen, aber dazu kommt es natürlich nie.

Einer dieser Antiquitätenladen wird übrigens von einer ehemaligen Dirne betrieben. Einer ihrer Verehrer kaufte ihr vor Jahrzehnten dieses Geschäft, das ihr erlaubte, sich von ihrem angestammten Gewerbe zurückzuziehen. Durch unbestreitbare geschäftliche Tüchtigkeit hat sie es zu einem gewissen Wohlstand gebracht, und so kann man sie an großen Essen neben Grafen und Fürstinnen sehen, die sich mit ihr unterhalten, als ob sie – beinahe – ihresgleichen wäre.

Es gibt andere merkwürdige Leute in Monaco. Lebte doch da zum Beispiel ein russischer General aus der Zarenzeit. Seinerzeit hatte er sein ganzes Vermögen verspielt. Diesem bot nun die Société des bains de mers eine merkwürdige Stelle an. Man gab ihm ein einfaches Zimmer, bescheidenes Essen und etwas Taschengeld, unter der einzigen Bedingung, von Zeit zu Zeit anlässlich eines Galaessens (Mindestpreis 150 Franken) berühmt und weniger berühmt Leute an seinen Tisch zu laden. Der «Nice Matin» kann dann schreiben: «Monsieur le Général a reçu à sa table . . .» Es gibt reiche Amerikaner, die sich über solche Ehrungen so freuen, daß sie allen ihren Bekannten davon erzählen, und ein Teil von diesen stattet dann der Principauté ebenfalls einen Besuch ab.

Auch mein Kollege von der Inventarisierung gehörte übrigens einer der berühmtesten Familien Europas an. Seine Mutter entstammte sogar einem königlichen Geschlecht, desgleichen seine Gattin. Letztere lebte allerdings getrennt von ihm, schickte ihm aber jeden Monat 100 Franken. Vor und nach den sechs Monaten, als er bei meinem Arbeitgeber etwas verdiente, bildeten diese 100 Franken seine einzige sichere Einnahme. Daneben ging er bei seinen Freunden auf die lateinische Zehrung. Dabei stammte er aus einer Familie, die nicht nur sehr blaubl  tig, sondern früher einmal auch ungeheuer reich war. So erzählte er mir einmal folgende Geschichte von seinem Großvater. Dieser hatte in eines seiner Schlösser eine

Jagdgesellschaft eingeladen. Die Gäste wunderten sich, da das Schloß mitten in einer Ebene stand, auf der weit und breit kein Baum zu sehen war. Noch mehr wunderten sie sich allerdings am andern Morgen beim Erwachen, denn nun war das Schloß tatsächlich mit einem Waldgürtel umgeben. Der Besitzer hatte diesen Jagdgrund in der Nacht durch Tausende von Leibeigenen aufstellen lassen und natürlich auch für das nötige Wild gesorgt.

Ein anderer Bekannter von mir besaß früher eine ganze Ortschaft mit Gutsbetrieben, Hotels und so weiter, bis ihn die Russen daraus vertrieben. Selbstverständlich hatte er nie arbeiten gelernt. Zuerst versuchte er es mit einer Stelle in einer Fabrik, aber man k  ndete ihm nach kurzer Zeit. Dann war er eine Zeitlang eine Art besserer Türsteher in einem Restaurant, bis dieses seine Tore schloß. Zuletzt lebte er mit einer ehemaligen Freundin und deren Gatten in einem merkwürdigen Dreiecksverhältnis. Heute wird er hie und da von reichen Verwandten für zwei, drei Wochen eingeladen, dann geht er wieder zu seiner Freundin zurück, deren Mann inzwischen gestorben ist, macht sich in deren Wohnung nützlich, kocht, wenn sie arbeiten geht, und hütet das halbe Dutzend Katzen – und seine prächtige Ordensuniform mit der goldenen Kette, denn er gehört einem bekannten Orden an, der nur Leute aufnimmt, die einen langen Stammbaum nachweisen können. Sonst geht er in Bastsandalen und geflickten Kleidern umher, trinkt gelegentlich ein Glas billigen Weines und hofft, daß die Leute, die ihn enteigneteten, einmal gestürzt werden und er einen Teil seines Vermögens wieder zur  ckerhalte.

Nicht im Rampenlicht

DIE Bevölkerung von Monaco besteht aber nicht nur aus gescheiterten Existenzen und reichen Leuten, die zum gr  o  ten Teil dem Nichtstun in allen seinen Varianten frönen. Es besitzt auch eine sehr arbeitsame einheimische Bevölkerung, wenn deren Fleiß auch nicht unbedingt an die schweizerische Arbeitswut herankommt. Viele der Monegassen stehen im Staatsdienst. Mancher dieser Staatsangestellten würde allerdings bei uns höchstens als Handlanger angestellt. Mancher würde vielleicht auch lieber als Handlanger arbeiten – und wahrscheinlich mehr verdienen als beim Staat – wenn es überhaupt etwas zu handlan-

gern gäbe. Monaco fehlt beinahe jede Industrie.

Kleine Handwerker, Inhaber von Lebensmittelgeschäften und so weiter können natürlich existieren, aber auch sie sind alles andere als auf Rosen gebettet. Typisch für diese bescheidene Lebenshaltung war eine Nachbarin von mir. Ihr einziges Zimmer, das sich hinter dem Laden befand, war fensterlos. Jeden Morgen früh mußte sie auf den Markt hetzen, um das wenige Gemüse, das sie zu zahlen imstande war, in ihrem eigenen Geschäft anbieten zu können. Auf jeden Fall war ihr Mann gezwungen, sich jeweils im Sommer im Norden Frankreichs als Bauarbeiter zu betätigen. Auch für die jungen einheimischen Leute bietet Monaco nicht viele Möglichkeiten. Es fehlt an Lehrstellen.

Früher traf sich während der Wintersaison in Monte Carlo alles, was Rang, Titel und Geld hatte. Das hat aber etwas geändert. Die jetzige Kundschaft, welche die warme Jahreszeit bevorzugt, besteht hauptsächlich aus Passanten, die nur kurze Zeit bleiben, um dann richtige Badeorte aufzusuchen, denn Monaco hat leider keinen Sandstrand. Infolgedessen gingen viele Hotels ein, andere wurden in Appartements umgebaut. Auch in Beausoleil, dem französischen Ort, der mit Monte Carlo zusammengebaut ist und ein wenn auch bescheideneres Kasino aufweist, steht ein großes Hotel, dessen verwilderter Garten von verschwundener Pracht zeugt. Heute wohnen darin arme Familien, die alles verlottern lassen. Es sind aber Bestrebungen da, Monaco wieder in die erste Garnitur der Kur- und Badeorte an der Côte aufsteigen zu lassen.

Die Bilanz

Was ist nun das Fazit meines Gastspiels, das ich im Dienste des Freiherrn von P. gab? Ich glaube das, daß ich als noch besserer Demokrat zurückgekommen bin, als ich hinging. Die Welt, in die ich dort Einblick erhielt, ist gewiß sehr interessant, aber sie hat etwas Gespenstisches, und es ist nicht schade, wenn sie einmal verschwindet. Es hat einfach etwas Stoßendes, daß es in einer Epoche, die den Einsatz aller Kräfte braucht, um der Bedrohung der west-

lichen Kultur durch den Osten standzuhalten und um zu verhindern, daß in den unterentwickelten Ländern ein Chaos entsteht, daß es in einer solchen Welt eine ganze Schicht von Menschen gibt, die nur dank ihres Geldes die Macht haben, rechtschaffene Bürger mit Olivenkernen zu drangsaliieren, und tagtäglich Tausende und Abertausende von Franken zur Befriedigung sinnloser Gelüste zum Fenster hinauszuerwerfen, die es aber reut, dem Roten Kreuz bei einer Sammlung auch nur zehn Franken zu geben.

Es gäbe übrigens auch in Monaco genug soziale Aufgaben, denen sich eine Millionärin widmen könnte, aber man trinkt sich lieber bis zum Morgen mit farbigen Schnäpsen voll und spielt – und langweilt sich trotzdem zutode. Ja, man erfüllt nicht einmal dort seine sozialen Verpflichtungen, wo man am Unglück eines andern Menschen direkt die Schuld trägt. Typisch für diese Gesinnung ist der Fall eines Multimillionärs, der es lustig fand, ein mageres, kaum aus der Schulpflicht entlassenes Bürschchen in eine Fantasieuniform zu stecken, nicht etwa, um den Buben mit einer nützlichen Arbeit zu beschäftigen, sondern nur, um jemanden zu haben, der ihn überallhin wie ein Sklave begleitete, ihm die Zigarette anzünden und in den Mantel helfen mußte. Eines Tages kletterte nun dieses Kind, dem es natürlich sehr langweilig war, an der Villa seines Herrn herum und brach dabei beide Beine. Was tat nun der Herr, der angeblich seinen kleinen Sklaven so sehr liebte? Er besuchte ihn zwei-, dreimal im Spital, brachte ihm Süßigkeiten und dann fand er, er habe vollkommen genug getan. Der Junge wurde seinem Elend überlassen.

Wenn man mitten in dieser gestrigen Welt drin steckt, ärgert man sich. Wenn man aber Distanz hat, dann ist man betrübt. Nein, diese Welt von gestern ist zum Untergang verurteilt und es ist gut so. Diese Grafen, Fürsten und Barone, die krampfhaft versuchen, das bald zum Vorgestern gewordene Gestern zu erhalten, haben als soziale Schicht keine Existenzberechtigung mehr – es sei denn, um gewissen Illustrierten Photographien und textliches Material zu liefern für jene zahllosen wackeren Schwachbegabten, die glauben, dieses Schattendasein sei das eigentliche Leben.